

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

76 (31.3.1915) Unterhaltungs-Beilage



Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 31. März

des „Volksfreund“

Nummer 76 — 1915

Wie sie sterben.

Skizze von Elie S. Feinberg.
Deutsch von S. Hesse.

Von Blut und Flammen gerötet war die Ebene. Blanke Helme im verenkten Graue, erdige Mäntel, Tornister, Stiefel. . . Auf den Böschungen, auf den verheerten Hübenfeldern, an den Bäumen, bleiche Leichname in allen erdenklichen Stellungen. . . Im Todeskampfe verzerrte Gesichter, Arme, ausgebreitet zu verzweifelter Gebärde im Augenblick des Sterbens, blutige, mit Erde bedeckte Gesichter mit struppigen, wilden Bärten und von feinen Blutstriaen durchzogen, die aus Nase, Mund und Schädel rannen. . .

Einige lagen in andächtiger Haltung mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel gewendet, andere auf dem Bunde, die Beine gespreizt, die Finger blutig, die in der Erde gewühlt. Manche hielten das Gewehr eng in die Arme geschlossen, neigten den Kopf zur Seite oder zerbißten das Käppi mit den Zähnen. Die Pferdeklauen stanken. . . Die Adern gequollen, die Beine in die Luft gestreckt oder gebrochen, mit weißen Augäpfeln, lagen sie auf der Erde umher, zuweilen aufeinander getürrt, oder einsam, den Hals ausgestreckt, das Maul voll Geifer. Die nur verwundet oder im Stich gelassen waren, liefen verfürbt auf dem Schlachtfelde umher, zerstückelten die Schädel, traten ihre Nase in offene Leiber mit schauerlichem Wiehern. Bronzener Rauch stieg am Horizont auf. . . Dörfer brannten. . .

Ueber die Landstraße zogen lange Jüge von Verbundenen und Flüchtlingen, umbrant von den Nebelschleiern der Abenddämmerung, traurig, von Rabenschwärmen durchsucht. Rurpurne Wolken glitten dahin wie Blutlecke. Und über alledem Köcheln, Stimmen, Räderknirschen und der Geruch rötenden Fleisches, toten Fleisches, das einem die Kehle zuzuhürt.

Beide Hände aufs Herz gepreßt, mit knochigem, vom Hunger ausgehöhltem Gesicht lag Andreas da und blickte auf dies Bild des Schreckens. Eine Kugel hatte ihm den Schenkelknochen zertrümmert, ein Bajonett hatte sich ihm in die Brust gejagt wie eine Feuerzange, die brennt und glüht. . . Es war ein erbitterter Kampf gewesen. Die Kavallerie hatte eine heftige Attacke geritten. Massen von Eisen, Stahl, Menschen und Pferden, die sich zermalnten, von deren Aufprall alles widerhallte, vibrierte. . . Die Deutschen schlugen den Angriff zurück, indem sie ihre Artillerie vorzogen.

Ihre Maschinengewehre mähten die Reihen der Franzosen nieder. Schon erwarteten sie den Rückzug, doch hielten sie sich. Gleich mußte Verstärkung kommen. Niemand verzweifelte. Ein Manniglich Begeisterung riß die Soldaten mit sich fort. Das Feuer wurde eröffnet. Die Feuereschünde spien Tod und Vernichtung. Ganze Schwärme von Kugeln pfliffen und machten alles nieder. . . das Gemetzel begann. Das entsefelte Tier im Menschen sah nichts mehr. Die Stellungen des Feindes wurden vernichtet und er wich zurück, zerstückelt, alles verlassen.

Von Menschenwogen hinweggetragen, schob Andreas und sich. . . Das Blut summt ihm in den Ohren. Er war trunken. Seine Kameraden fielen. Das Rattern der Maschinengewehre, das Knattern der Salven betäubten ihn. Er strauchelte über Menschenleiber und stürzte mit hochglühenden Augen vorwärts. Da plötzlich blendete ihn eine Wolke von Erde und Eisen. Er stieß an einen Menschen. Etwas kaltes drang ihm ins Fleisch und er drehte sich um und brach zusammen.

Lange lag er bewußlos da. Als er die Augen aufschlug, hatte die Sonne die fernen Hügel schon erreicht. Schmerzen zwickten ihn wie mit feinen Nadeln. Seine Brust war wie ein glühender Herd. Er griff nach seinem Schenkel, die Hände betasteten ihn und färbten sich rot. . .

Weiter entfernt ging die Schlacht zu Ende. Gedämpft drang der Kanonendonner an sein Ohr. Kalter Schweiß näßte ihn. Er froh. An der Böschung, gegen die er sich stützte, lag sein Sergeant mit durchbohrtem Kopf, das rechte Bein von einem Granatsplitter zermalmt, mit weichen, verdrehten Augen, die ihn schmerzlich anstarrten. Nicht neben ihm Teile von Menschenleibern, die noch ein wenig äudten.

Andreas spürte, wie er den Sinn für die Wirklichkeit verlor. Ein Nebel verdunkelte sein Auge. Ein Köcheln entrang sich seiner Kehle. Er war durstig. Noch kam niemand. Die Ambulanz war zu weit. Sein Herz klopfte ungestüm. Alles drehte sich um ihn her. Er kostete in seine mit Blut gefüllte Taiche und zog eine zerknitterte Brieftasche heraus. Lange suchte er und die Schläfen hämmerten ihm zum Zerpringen. Endlich fand er es. Es war die Photographie seiner Frau und seines Sohnes. Seine Augen weiteten sich. Er wollte sehen, sehen. Regina, sein geliebtes Weib, hielt den Kleinen von drei Jahren auf den Knien. Ein starres Lächeln auf den Lippen, blickte er hin. O, diese lieben Augen, schimmernd wie die Blut eines Bergsees! So gern hätte er diese Wimpern noch einmal streifen mögen, die sich so hold über den selbstamen Opalen schlossen, daß man schwindelig wurde. . . Und dieses von rotgoldenen Haar beschirmte Antlit, wie süß, wie süß. . .

Jahre des Glücks stiegen vor seinem Geiste auf und öffneten ihre goldenen Tore. Das schneeweiße Häuschen am See mit dem blühenden Gärtchen. . . Sein Feld mit wogendem Korn. . . dort hatte er sein Leben verbracht in Liebe und Arbeit. Dann war der Kleine gekommen und hatte das Heim doppelt traut gemacht. . . Wieviel unvergeßliche Stunden hatte er erlebt, wenn er so sah, wie dieses kleine Seelchen erwachte, wenn er die göttlichen Worte zwischen hörte: Papa, Mama. . . Er dachte an die Winterabende, wo die liebe Frau am Herd saß und

stridte, das rosige Gesicht in den Schein der Lampe geneigt, während er sich verlor in langen Träumereien, in schwärmerischen Liebesträumereien. . .

Dann kam der Tag des Abschieds. Von Schluchzen erschüttert, preßte sein Weib sich an ihn, hing sich ihm an den Hals, so klein, so zierlich. Nicht um ihn zurückzuhalten, nein, das Vaterland rief ihn, er gehörte nicht mehr sich selbst. Ein letztes Mal noch wollte sie sich an ihn schmiegen wie einst. . . Und der Kleine zog ihn am Rock und rief: „Papa, wenn du wiederkommst, bringst du mir was mit!“ Er drängte die Tränen zurück und küßte sie wild, mit wechem Herzen. Dann riß er sich los aus ihren Armen. Er sah nur das Vaterland bedroht und mußte es verteidigen.

Er küßte die Photographie, zerbiß sie fast mit blutleeren, bläulichen Lippen. „Regina, Regina. . . mein Kleiner, mein Karlchen. . .“ Seine Augen wurden starr, seine Finger trampfeten das Bild zusammen, das ihn an die Vergangenheit erinnerte. . . Mit einer letzten Anstrengung richtete er sich auf, blickte auf die weite Ebene, die erfüllt war von malvenfarbenen Schatten. . . Und etwas Süßes stieg in ihm auf, etwas wie der Kuß einer Schwester. . .

Es reute ihn nichts. Er wußte, daß nichts mehr seiner harte, in jenem Winkel, wo man ihn mit den Kameraden bestatten wird, am Rande der Landstraße, oder anderswo. Und dann? . . . Ein kleines Kreuz, ein paar Feldblumen. Doch er hatte das Bewußtsein, eine edle, schöne Tat erfüllt zu haben. . . daß er ein kleiner Stein war des mächtigen Denkmals, das alle diese Reichen zukünftigen Generationen errichteten.

Seine Arme, seine Beine streckten sich zuckend. . . Noch ein Köcheln. . . ein Schrei. . . ein Köcheln, das ihn ganz und gar erschütterte. . . die Majestät des Todes hülfte ihm ein.

Die Nacht stieg herauf, ernst, rätselhaft. . . Stimmen von Bahntreibern nahen, demütigt, mit den Lauten derer, die da sterben, von denen, die in das unterirdische Reich hinabsteigen, in dem die Götter sind. . .

Konrad Wilhelm Röntgen.

Am 27. März feierte ein Mann seinen 70. Geburtstag, dessen Name weit über Deutschlands Gawe hinaus als der eines der größten Wohltäter der Menschheit bekannt ist und genannt wird. Die wunderbaren Röntgenstrahlen, welche der Entdecker, als sich diese damals völlig unbekanntem Strahlen ihm vor zwanzig Jahren zuerst offenbarten, mit dem bescheidenen Namen der X-Strahlen belegte, haben bereits in Friedenszeiten Tausenden und Abertausenden in allen Weltteilen eine früher ungeahnte Hilfe gebracht, und in der Not des gegenwärtig tobenen Weltkrieges wächst die Zahl der zur besseren Feststellung und Abstellung ihres Leidens mit Röntgenstrahlen Durchleuchteten ins Ungemessene. Röntgen selbst war es bei der Entdeckung ursprünglich natürlich nicht um eine praktische Anwendung zu tun, sondern um rein wissenschaftliche Forschung, die dem Forscher gleich wertvolle Genugthuung durch Befriedigung des Erkenntnistriebes gewährt, ob nun die Resultate der Forschung einer unmittelbaren praktischen Anwendung fähig sind oder nicht.

Röntgen, der 1845 in Lemney in der Rheinprovinz geboren wurde, ergab sich schon früh physikalischen Studien, die er an der schweizerischen Universität Jürich bis zum Doktorgradem fortführte. Dann wurde er Schüler und Assistent des großen Experimentators und anregenden Lehrers August Kundt, dem er nach Würzburg und später nach Straßburg folgte. Weiterhin wurde er Professor der Physik, zunächst (1875) an der landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim, dann in Straßburg, Gießen und schließlich (1885) in Würzburg. Ende 1899 wurde er nach München berufen, wo er noch wirkt. Wertvolle Resultate seiner Tätigkeit finden wir auf den verschiedensten Gebieten der Physik, in der Lehre von den spezifischen Wärmen der Gase, von der Elastizität der Kompressibilität u. a. Auch über die sogenannte Piezo-Elektrizität, die Erscheinung, daß Kristalle durch Druck elektrisch werden, liegen schöne Arbeiten von Röntgen vor. Allgemein bekannt aber wurde sein Name erst, als er Ende 1895 die heute nach ihm benannten Strahlen entdeckte. Neue Zeit war für die Fortschritte in der Elektrizitätslehre außerordentlich fruchtbar. Der geniale Heinrich Hert hatte im Jahre 1888 die elektrischen Wellen nachgewiesen, die heute die Grundlage der drahtlosen Telegraphie bilden. Die Erscheinungen, die bei der elektrischen Entladung in verdünnten Gasen auftreten, die eigentümlichen Wirkungen der dabei von der Kathode ausgehenden Strahlen wurden erneut der sorgsamsten Prüfung unterzogen. Viele Physiker bemühten sich, die Kathodenstrahlen aus den Röhren, in denen sie entstehen, austreten zu lassen. Der erste, dem dies glückte, war der jetzt in Heidelberg wirkende Lenard, bei dessen Versuchen die Kathodenstrahlen durch ein dünnes Platinfensterchen aus der Röhre in die freie Atmosphäre traten. Bei der Wiederholung dieser Versuche fand Röntgen, daß von der Stelle, an der die Kathodenstrahlen die Röhrenwände treffen, neue eigentümliche Strahlen ausgehen, deren Eigenschaften er näher studierte und beschrieb. Die wunderbare Eigenschaft dieser Strahlen, undurchsichtige Stoffe, auch den menschlichen Körper, zu durchdringen und auf der photographischen Platte je nach der stärkeren oder schwächeren Durchdringungsfähigkeit das Innere festzuhalten, erweckte eine Anteilnahme im großen Publikum, wie es sonst bei wissenschaftlichen Entdeckungen nicht der Fall ist. Durch das Zusammenarbeiten vieler wurde die neu entdeckte Röntgenphotographie weiter ausgebildet und entwickelte sich sehr bald zu einem heute unentbehrlichen Hilfsmittel der ärztlichen Kunst, dessen Segen im Kriege wie im Frieden sich an Hunderttausenden bewährt.

Dermisches.

Marchleistungen. Ueber die Marchleistungen der Truppen herrschen bei Leuten, die nicht selbst gedient haben — in Deutschland ja gütlicher Weise, abgesehen von der weiblichen Bevölkerung, nur eine geringe Minderheit — meist recht unklare Vorstellungen. Ein Tourist legt auf einer Ferienwanderung bei schönem Wetter und auf gutem Wege mit Leichtigkeit tagelang je fünf Meilen oder 37½ Kilometer zurück. Für eine marchierende Truppe wäre das schon eine ganz gemaltige Leistung, die mehrere Tage hintereinander nicht zu erfüllen ist. Als gewöhnliche Tagesleistung gelten hier 23 bis 25 Kilometer und auch hierbei wird nach drei Tagen ein Ruhetag eingegeben. Es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob man in leichter Kleidung mit wenig Gepäck im Rucksack mit einigen Gefährten wandert, oder ob man in Reich und Glied mit Gewehr, Patronen, Mantel und Tornister marschiert. Bei dem berühmten Rückzug der 10 000 Griechen, die unter Xenophons Führung im Jahre 401 v. Chr. Geburt nach der Schlacht von Runaga in der Nähe von Babylon am Euphrat bis nach Trapezunt am Schwarzen Meer zogen, war die durchschnittliche Marchleistung nur 27,5 Kilometer, allerdings kamen auch Gewaltmärsche bis zu 45 Kilometern vor, aber natürlich immer nur vereinzelt; die normale Tagesleistung war jedenfalls noch geringer als 25 Kilometer. Auch heute werden von den Truppen in Gilmarschen höhere Leistungen als die normalen verlangt. Es sollen dann ein bis zwei Ruhetage aus und die Tagesleistung wird auf 30 Kilometer gesteigert. Natürlich kommen auch Gewaltmärsche vor, wo Tag und Nacht marschiert wird, um mit äußerster Anspannung aller Kräfte noch das Gefechtsfeld zu erreichen, doch können 45 Kilometer nur sehr wenige Tage hintereinander geleistet werden.

Eine hervorragende Leistung war die der Garde Napoleons, die auf dem Anmarsch zur Schlacht bei Jena in sechs Tagen 180 Kilometer zurücklegte und zwar auf den damals recht schlechten Wegen durch den Thüringer Wald. Ganz außerordentliche Marchleistungen hatten auch die deutschen Truppen im Feldzuge von 1870/71 aufzuweisen. So legte beispielsweise das 9. Armeekorps, das am 16. und 17. Dezember 1870 auf der Umgegend von Metz nach Orleans marchierte, obwohl es anstrengende Märsche und Gefechte hinter sich hatte, auf einer durch andauerndes Regenwetter und starke Benetzung sehr beschädigten schammbedeckten Chaussee in 36 Stunden bei ganz kurzer Nachtruhe 75 Kilometer zurück und war bereits am nächsten Tage wieder vollkommen operationsfähig. Im Kriege fällt eben der Begriff der durchschnittlichen oder normalen Tagesleistung von 25 Kilometern im Vormarsch vollkommen in sich zusammen. Bei herannahender sowie nach gefallener Entscheidung müssen bei ganz anderen Marchleistungen verlangt werden. Unter Einschießen von kurzen Rasten und mit Verpflegung aus der Feldküche statt des früheren Abnehmens wird der Marsch bis in die Nacht hinein weitergeführt und geht sofort in die Gefechtsentwicklung über. Nach erschöpfender Schlacht muß trotzdem von den Truppen noch die Lebenswahrung der natürlichen Mächtigkeits verlangt werden, um den geschlagenen Gegner in rastloser Verfolgung völlig zu vernichten. Diese enormen Ansprüche sind im gegenwärtigen Kriege nicht geringer, sondern stärker geworden. Ihre Erfüllung durch unsere Soldaten, die sich schon in dem ersten schnellen Durchlauf durch Belgien und Nordfrankreich zeigte, ist eine sichere Gewähr des Sieges.

Augenergänzung. Wie man weiß, lernen schwerhörige Kinder sehr schnell ihren Mitmenschen die Worte vom Munde ablesen. Es kommt eben alles auf die Uebung, auf die Gewöhnung der Augen an. Entsprechend können auch die Augen der Volkstümigen durch Gewöhnung eine bedeutende Verbesserung erfahren und in diesem Sinne sollte schon während der Schulzeit auf die Kinder eingewirkt werden. Die Naharbeit beim Lesen und Schreiben strengt die Augen der Kinder stark an und führt leider zu so vielen Fällen von Kurzsichtigkeit. Der Lehrer, der die Naharbeit von den Kindern verlangt, sollte wissen, daß häufigeres Sehen in die ferne diesem Uebelstand fernern kann, da es eine heilsame Entspannung der Akkommodationsmuskeln des Auges bedeutet. Solche müßige Uebung wird am besten mit Schulfeldern verbunden und dadurch der „Augenergänzung“, von der hier die Rede sein soll, ersprachlich vorgebereitet.

Die eigentliche Augenergänzung ist nämlich ein militärischer Begriff und gehört zur militärischen Ausbildung so gut wie das Schießen. Ja dies wird im Erststadium nur dann auf gute Ergebnisse rechnen können, wenn die Ausbildung in der Augenergänzung eine gute war. Besonders bei der heutigen Art der Kriegsführung wird sie wichtig, in der die Gegner sich einander soviel wie möglich den Blicken zu entziehen suchen, also das Ziel oft nur ein ganz kleines ist. In solcher Augenergänzung muß jede sich bietende Gelegenheit schon im Frieden benutzt und, was besonders wichtig ist, sie muß in allen Körperstellungen vorgenommen werden. Denn der moderne Krieger liegt bekanntlich mehr, als er steht. Die Augenergänzung ist nicht identisch mit dem Entfernungssehen, aber zweckmäßig mit dieser Uebung zu verbinden. Man muß der Augenergänzung eine solche Bedeutung bei, daß man Baupläne für Kasernenneubauten danach bestimmt, damit die Soldaten schon aus ihren Zimmern sich entsprechend über können. Eine gewisse Gewöhnung und Schulung des Gehörs ist für den Soldaten ebenfalls wichtig und als Vorbereitung zu bezeichnen. Im modernen Minenkampfe werden sogar besondere Hörgänge gegeben, um festzustellen, ob der Feind etwa Gegenminen vorreibt. So können nicht nur bessere Nerven überhaupt, sondern auch die besseren Nerven zweier wichtiger Sinnesorgane dazu beitragen, den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln.

Heiteres.

Ein Friedlicher. Löwie und Ables sehen sich mit dem Rabbiner Maier zu einer Kartenpartie nieder. Löwie und Ables sehen jeder eine Krone ein, nur der Rabbiner tut nicht dergleichen. Löwie will nun den Rabbiner in unaufrichtiger Weise darauf aufmerksam machen, daß er noch den Einsatz zu leisten hat und sagt: „Sie, Ables, Sie haben ja noch gar nicht eingeseht.“ Darauf Ables entrißte: „Ach, hab' eingeseht, aber Sie haben mir 'reingeseht.“ Darauf erhob sich der Rabbiner würdevoll und sagt: „Meine Herren, wenn da schon gleich zum Anfang gestritten wird, nehm' ich mir meine Krone heraus und hör' auf.“

Aus der Viller Kriegszeitung.

Zwei handfeste Bayern geraten in Streit. Da meint der eine: „Noch a Wort, und morgen sießt in der Verlistli!“